

5.) Unverfügbare Einheit, gemeinsamer Mittelpunkt

Sollte dem aber so sein, dass die Selbsttranszendenz humanen Lebens nur im Rahmen einer Ordnung möglich ist, in der humane Subjekte sich gegenseitig transzendieren, dann erfährt offenkundig in der Liebe etwas seine höchste Exemplifikation, was im Grunde genommen in jedem wahrhaft humanen Streben wirksam ist. Denn wenn Liebe der Name für jene Kraft sein sollte, die den Menschen dazu antreibt, in seiner Endlichkeit fortfahrend über sich hinauszugehen und die Grenzen seines endlichen Ichs aufzusprengen und zu erweitern, dann ist Liebe wohl letztendlich in jeder Form von Sehnsucht wirksam, welche den Menschen dazu treibt, seine Ideale zu verwirklichen. Schon Platon hat in gewisser Weise genau diesen Standpunkt eingenommen und die gesamten *schöpferischen* Aktivitäten des Menschen auf die treibende Kraft des Eros zurückgeführt: Im *Symposium* spricht Diotima den Gedanken aus, dass eine ungebrochene Linie erotischer Erfüllung von der körperlichen Liebe zu dem hinführt, was diesen Körper schön macht, und von dort aus zur Liebe zur Schönheit überhaupt, welche in der Liebe zum schönen Werk, zum schönen Spiel und zum schönen Wissen gipfelt. Platon knüpft damit im Grunde genommen nur an die vorsokratische Philosophie an, die – wie bei Hesiod und später bei Empedokles – nicht nur die gesamte humane Kultur einschließlich der politischen Ordnung, sondern die gesamte aufsteigende Bewegung, die zur Selbstentfaltung des Universums geführt hat, auf das schöpferische Wirken des Eros zurückführt.

Damit stellt sich allerdings die Frage, ob, wenn wir den Akt, in dem der Mensch über sich hinausgeht, in Anlehnung an Platon und Hegel mit Liebe identifizieren, nicht das Wort womöglich in einer inflationären Weise benutzen. In der Tat ist dies aber nicht der Fall. Denn wenn der Mensch die ursprüngliche Form seiner Reflexion in seinem Anderen hat, ja wenn all sein Handeln die Selbstbewegung eines Wesens sein sollte, das sich selbst allein im Verhältnis zu seinesgleichen erfassen kann, dann hat alle Hingabe an das Ideale – wie etwa an die Kunst oder Philosophie –, immer schon jene Strukturen des Selbst im Medium des Sozialen zur Voraussetzung, welche in der Liebesbeziehung zwischen Zweien, im Sich-aufeinander-Einlassen, ihre höchste Exemplifikation erfahren. Wahrhaft humanes Leben existiert in diesem Sinne aus einem unverfügbaren Einheitsgrund heraus. Dieser Einheitsgrund leitet sich unmittelbar von jener ursprünglich vereinigenden Kraft ab, welche als Liebe in paradigmatischer Weise zwischen Zweien wirksam ist. Denn anders als in seinen kulturellen Schöpfungen, in denen der Mensch sich in seiner Individualität nur *relativ* transzendiert, ist in der Liebe der Mensch in seiner *Totalität* und Integrität mit sich als solchem vermittelt. Einzig und allein in der Liebe erfährt der Mensch daher sein in eine Vielzahl von sozialen Rollen gleichsam prismatisch aufgespaltenes Selbst in einer Fokussierung auf jenen Punkt hin, als der er selbst in seiner Individualität zu denken wäre. Demnach ist die Liebe unmittelbar darin wirksam, dass der Mensch überhaupt in irgendeinem Sinne *sich* in ein Verhältnis zu *sich* als Mittelpunkt des eigenen geschichtlichen Daseins setzen kann.

Insofern dieses Verhältnis, in dem der Mensch sich zu sich verhält, nur in der Reflexion gegeben ist, die der Mensch in seinem Andern hat, verhalten sich zwei, die sich in ihrer Liebe zueinander verhalten, je in ihrem Anderen je zu sich selbst. Aber das Andere ihrer beider, in dem zwei sich zu sich in *einem* Verhältnis verhalten, der *Spiegel*, in dem sie sich im

Widerschein ihres Anderen als *Ich* erfahren – in dem beide das *Gespiegelte* sind –, ist zugleich auch nur *Eines*: Es ist nur *ein* Raum, nur *eine* Zeit, nur *eine* Unendlichkeit, in welcher die Liebenden *sich* gegenüber sind. Über den Liebenden scheint daher entweder eine oder keine Sonne; und mögen die Liebenden, wie Hölderlin sagt, sich auch »nah sein auf den entfern-
testen Bergen«: Zwei getrennte, *ideelle* Lebensmittelpunkte verträgt eine Liebesbeziehung, auch die so genannte Fernbeziehung, nicht.

Im Gegenteil scheint eine Liebesbeziehung doch immer nur dann und auch nur so lange zu funktionieren, wie es den Liebenden gelingt, den Dreh- und Angelpunkt des eigenen Selbstseins, das Zentrum des je eigenen Lebens und Verstehens desselben, im Anderen zu entdecken: Dass man, wenn man liebt, wie Hegel sagt, im *Anderen bei sich selbst ist*, das besagt nichts anderes, als dass die Liebenden einander zu lieben vermögen, insofern es ihnen gelingt, einen gemeinsamen Lebensmittelpunkt hervorzubringen und das gravitative Zentrum des eigenen Lebens zugleich in den Anderen hineinzuverlagern. Ein solcher gemeinsamer Lebensmittelpunkt lässt sich aber nicht herbeizwingen.

Dies unterscheidet wohl nicht zuletzt die partnerschaftliche Liebe von der Eltern-Kind-Beziehung. Denn im Falle der Eltern-Kind-Beziehung ist eine Deckungsgleichheit der Lebensmittelpunkte von Eltern und Kindern – vor allen Konflikten – offenbar von Natur aus gegeben. Wissen doch die Eltern um sich als Eltern unmittelbar in derselben Reflexion, in der sie um die Kinder als ihre eigenen wissen: Sie müssen nicht erst von den Kindern auf sich selbst als Eltern dieser Kinder zurückschließen, um ihre Zusammengehörigkeit mit ihren Kindern und darin um sich selbst als Eltern zu wissen. Umgekehrt sind die Kinder mit sich selbst *als* Kinder in einer Weise unmittelbar durch ihre Eltern identifiziert, dass sie das *Empfinden* der Integrität ihres eigenen Seins als solchem gar nicht

ablösen können von dem Gefühl einer unvordenklichen Verbundenheit mit ihren Eltern. Die Kinder lieben daher, wie Thomä betont, die Eltern dafür, »dass« sie sind, nicht dafür, »was« sie sind – Aristoteles zufolge die höchste Form der Anerkennung, wie sie unter Menschen allein möglich ist: wird doch in dieser der »Befreundete« nicht »geschätzt«, weil er »irgendein Gut oder eine Lust verschafft«, sondern »weil er ist, der er ist«¹ (NE 1156a 17).

Im Falle der Partnerschaft hingegen scheinen die Verhältnisse komplexer zu sein, insofern die Partner keineswegs immer schon mit derselben naturgegebenen Selbstverständlichkeit um ihre Zusammengehörigkeit wissen, wie Eltern sich als Eltern und darin als zusammengehörig mit ihren eigenen Kindern wissen – und umgekehrt. Zumindest scheint es, dass in einer Zeit, in der schon der Gedanke, dass die Wahl des eigenen Berufes auf einem objektiven Berufen-sein-zu-etwas gründen könnte, eine Zeit also, in welcher der Gedanke der individuellen Selbstbestimmung keineswegs mehr notwendig mit dem Gedanken des Vorhandenseins eines objektiven und schicksalhaften Bestimmt-seins-zu-etwas verbunden ist, auch der Gedanke, dass die Liebenden von *jehér* für einander objektiv bestimmt waren, stark in den Hintergrund getreten ist. Als ein solch in den Hintergrund getretener ist er aber gleichwohl noch vorhanden. Dass aus einem Bedingungsgefüge, in dem sich die Partner gleichsam a priori als Lebensabschnittsfährten oder gar Chromosomensätze ins Visier nehmen, wirkliche Liebe und tiefes Vertrauen hervorgehen könnten, dürfte denn auch in einer so prosaischen Welt wie der heutigen, in der Partnerschaftsagenturen eine völlige Austauschbarkeit der Partner suggerieren, kaum denkbar sein.

Liebe wird gerade darum als etwas Romantisches erfahren, weil sie *sui generis* aus ihren schweigenden Gründen her-

¹ Vgl. Thomä, *Eltern*, a. a. O., S. 108.

vorgeht; und wenn sie einmal da ist, dann soll sie – wenn möglich – endlos sein; dann will sie, wie alle Lust, so Nietzsche, nicht mehr und nicht weniger als die Ewigkeit ihrer selbst. Auch unter den Bedingungen der Moderne scheint daher die partnerschaftlich-erotische Liebe mit der Eltern-Kind-Liebe immerhin dies gemeinsam zu haben, dass ihr ebenso die Erfahrung einer unvordenklichen Gemeinsamkeit zugrunde liegt, die als immer schon vorausgesetzt erfahren wird und daher nicht als reines Produkt eines willentlich gesteuerten oder gar berechnenden Verhaltens derer, die sich da ineinander verlieben »wollen«, verstanden werden kann.

Betrachtet man diese unvordenkliche Gemeinsamkeit, die das Fundament einer jeden wirklichen Liebe ist, als solche, dann hat die Liebe im eigentlichen Sinne keinen messbaren Anfang und kein messbares Ende in der chronischen Zeit. Denn wenn die Liebe einmal da ist, dann ist sie auf eine Weise da, *als ob* sie schon immer da gewesen wäre. Und wenn Zweien, die sich einmal liebten und doch eigentlich für immer und endlos bei ihrem Geliebten bleiben wollten, in ihrem Verhältnis die Liebe abhandengekommen ist, dann ist die Unendlichkeit dadurch kein Stück kürzer oder länger geworden: Sondern das Unendliche *selbst* ist das, was da von ihnen gegangen und ihnen abhandengekommen ist. Aber ebenso wenig, wie man – angesichts der unendlich langen Zeit *vor* unserer Geburt und der unendlich langen Zeit *nach* unserem Tod – die Behauptung vertreten könnte, die Zeit des de facto gelebten Lebens wäre an sich bedeutungslos, da sie nur gleichsam ein Tropfen im kosmischen Ozean des Unermesslichen wäre, so ist darin, dass irdische Liebe enden kann, eine Negation ihrer Unendlichkeit und Unbedingtheit angelegt. Die Liebe kann kommen und gehen, aufblühen und verwelken, und sie vermochte sich zu allen Zeiten, selbst unter widrigsten Bedingungen zur Entfaltung zu bringen: vergleichbar einer Pflanze oder einem Unkraut, das es durch sanften Druck zu schaffen vermag, selbst eine Asphalt-

kruste zu durchbrechen. Aber wenn sie einmal da ist, vermag sie in jedem Fall dem Dasein etwas abzutrotzen, was nicht so vergänglich ist wie das Zeitliche als solches. Die Unendlichkeit, die in der Liebe zum Tragen kommt, ist eine, die das Endliche – gerade in seiner Sterblichkeit und Begrenztheit – auf einen Sinn hin auszulegen vermag, der etwas Bleibendes darstellt. Aber diese Unendlichkeit ist eben nicht das abstrakt Andere des Endlichen, sondern das, worin sich das Endliche im Angesicht seines Anderen, im Hinausgehen-über-sich und darin in seiner Freiheit vollzieht. Als eine solche ist sie aber – nach allem bereits Gesagten – zumindest ein Dreifaches:

Betrachtet man die Liebe als etwas, das im je *individuellen Leben* wirksam ist, dann ist erstens Liebe gleichsam das »bleibende Selbst« des Menschen, der einerseits unendlich in der Reflexion in seinem Anderen über sich hinausgeht und andererseits gerade in diesem Hinausgehen-über-sich – in dem er Prozess ist, der Prozess macht – kontinuierlich mit sich als solchem identifiziert ist: sie *ist* – unter diesem Gesichtspunkt – diese Kontinuität. Betrachtet man Liebe hingegen als etwas, das *zwischen* den Menschen wirksam ist, dann erscheint sie als eine Kraft, in der Menschen in ihrer individuellen Wirklichkeit gerade in ihrer Entgegensetzung und darin in ihrer »gemeinsamen Unterschiedenheit«, gerade in ihrer *Grenze* miteinander identifiziert und vereinigt sind. Und betrachtet man diese Grenze, in der die Liebenden mit sich – miteinander und darin je mit sich selbst – zusammengehen, schließlich aus intergenerativer Perspektive, dann ist jene gemeinschaftliche Unterschiedenheit, in der die Liebenden im Hinausgehen-über-sich zugleich unendlich mit sich vermittelt sind, dann ist die negative Beziehung des Endlichen auf sich, die im *Tod* kulminiert, selbst die positive Wirklichkeit eines unsterblichen Allgemeinen, das sich in der unendlichen Kette der Generationen zur Darstellung bringt.